Standesstolz Gebrechlicher unter sich

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **48 (1954)**

Heft 17

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Münsingen, 1. September 1954 Nr. 17 48. Jahrgang

Schweiz. Gehörlosen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweiz. Verband für Taubstummenhilfe Offizielles Organ des Schweiz. Gehörlosenbundes (S G B)

Standesstolz Gebrechlicher unter sich

Ein Taubstummer, ein Schwerhöriger, ein Blinder, ein Lahmer stritten sich, wer von ihnen der vornehmste sei unter den Gebrechlichen. Ein Geistesschwacher hörte ihnen zu, ohne sie zu verstehen.

«Ich bitte, mich nicht zu beleidigen!» sagte der Taubstumme. «Meine Intelligenz und meine Arbeitsleistung sind durchaus normal. Es ist da ein Unterschied zwischen Gebrechlichen und Gebrechlichen, ich meine, zwischen unsereinem und den Geistesschwachen. Bitte sehr, uns auseinander zu halten!»

«Was mich anbelangt», sagte der Schwerhörige, «so habe ich weder mit den Taubstummen noch mit den Geistesschwachen etwas zu tun. Ich bin ihnen in bezug auf die Sprache und damit auf die Allgemeinbildung haushoch überlegen. Ich wünsche keinen Verkehr mit ihnen.»

«Die eigentliche Pforte des Geistes, das Ohr, steht bei uns Blinden weit offen», sagte der Blinde. «Obwohl ich nicht sehe, so rieche und fühle und höre ich die Umwelt, höre schärfer und feiner als ihr, bin äusserst empfindsam für alles das, was grosse Geister an Leid und Freude in Töne gefasst haben. Mir gebührt der Vortritt!»

«Ich», sagte der Lahme, «stütze mich zwar auf Krücken. Hinwiederum-jedoch sind alle meine Sinne weltoffen — mit euch Tauben, Halbtauben und Blinden möchte ich bei weitem nicht tauschen. Zugegeben, ich stütze mich auf Krücken. Aber was sind schon Krücken im Zeitalter der Räder, derer ich mich zur Fortbewegung bediene!»

Der Geistesschwache verstand nichts von der Rede, noch weniger konnte er mitreden. Ohne es zu wissen, freute er sich der Sonne, die ihn wärmte, der Bäume, der Blumen, der Vöglein, die da grünten, blühten und sangen.

Da kam Mutter Helvetia mit einem gefüllten Geldsack daher. Sie wollte das Geld unter die Gebrechlichen verteilen, jedem nach Massgabe seiner Hilfsbedürftigkeit.

Der Taubstumme, der Schwerhörige, der Blinde, der Lahme — jeder bewies Mutter Helvetia mit vielen Gründen und noch viel mehr Worten, dass er der Hilfsbedürftigste sei und dass ihm der grösste Anteil der Spende gebühre.

«Ja — und nun du?» fragte Mutter Helvetia den Geistesschwachen. Der stammelte das einzige Sätzlein her, das ihm von der Schule her noch in Erinnerung war:

«Gott ist gut. Ich bin froh. Amen!» Gf.

Die beiden Alten

Von Leo Tolstoi; nacherzählt von W. Kunz, illustriert von Ruth Weber

V.

Nun ass der Bauer ein wenig Suppe; auch die Grossmutter, das Mädchen und der kleine Bub assen, und zuletzt leckten die beiden Kinder noch die ganze Schüssel aus. Dann legten die Kinder den Kopf auf den Tisch und schliefen ein, Arm in Arm.

Der Bauer und seine Frau erzählten nun Jelissey alles, wie es gekommen war, wie es geschehen war.

«Wir sind arme Bauersleute. Aber wir hatten früher immer genug zu essen. Dieses Jahr aber war die Ernte im Sommer sehr schlecht. Es gab keine Kartoffeln, keinen Weizen und keinen Mais. Als wir alles gegessen hatten, was im Keller und in der Küche und im Garten war, da baten wir die Nachbarn, uns etwas zu geben. Zuerst gaben sie uns noch Speise, später aber nicht mehr. Sie hatten selbst nichts mehr zu essen. Die Nachbarn hatten selber Hunger, und wir schämten uns, immer zu betteln.

Ach, vielen Leuten waren wir schuldig: Geld und Mehl und Brot. Wir konnten nichts bezahlen und konnten nichts zurückgeben.» Der Bauer erzählte weiter: «Ich suchte Arbeit, ich wollte etwas verdienen, aber es gab keine Arbeit. Viele, viele Männer waren arbeitslos und suchten Arbeit. Meine Frau und das Mädchen gingen in das Dorf und in die Stadt und bettelten. Ach, sie bekamen wenig, sehr wenig. Kein Mensch hat Brot. Kein Mensch will etwas schenken. Da wurden wir noch krank. Da wurde es ganz schlimm. Wir hatten zu wenig zu essen. Einen Tag ein Stücklein Brot, dann zwei Tage nichts zu essen. Da gingen wir auf die Wiese und assen Gras. Von dem Gras wurde meine Frau krank und konnte nicht mehr gehen und stehen. Und ich», sagte der Bauer, «bin schwach und habe keine Kraft mehr. Ich glaube, wir müssen bald sterben.»

Die Grossmutter erzählte weiter: «Auch ich verlor alle Kraft, weil ich nichts zu essen hatte. Ich kann kaum noch stehen. Auch das Mädchen ist ganz schwach und es ist ganz scheu und ängstlich.

«Das Mädchen hatte sich hinter dem Ofen versteckt, und es will nicht mehr fortgehen, will nicht mehr betteln.

Gestern kam die Nachbarin und wollte uns besuchen. Sie ist aber rasch wieder fortgegangen. Sie konnte uns auch nicht helfen. Sie hat auch nichts zu essen, und ihr Mann ist weit fort. Er sucht auch nach Arbeit. — So liegen wir nun auf dem Boden und warten auf den Tod.»